

Theodor Brieger zum Gedächtnis.

Von

Max Lenz.

Dem Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift, ihrem Begründer den Nachruf zu schreiben, bin ich gern nachgekommen. Mußte ich doch darin nicht nur eine Ehre sehen, sondern auch eine Pflicht der Freundschaft, welche in dem Jahre geknüpft ward, da die Zeitschrift, der sein ganzes Herz angehörte, zuerst erschien, und seitdem in nahezu 4 Jahrzehnten, genährt durch die gleichen Studien und die gleichen Überzeugungen, ein Band um uns gewoben hat, das nur der Tod zerreißen konnte. Ja unsere Beziehungen reichten noch über die Zeit des gemeinsamen Wirkens an der Universität Philipps des Großmütigen zurück; denn als Söhne derselben Stadt führten uns angestammtes Empfinden und die gleichen, wenn auch nicht gemeinsame, Erinnerungen an Schule und Universität zueinander. Ich ging noch in die Quarta, als Brieger bereits das Greifswalder Gymnasium verließ; aber bei unserer ersten Begegnung in Marburg trat mir sofort ein für ihn bedeutsamer Moment seines Lebens, der 25 Jahre zurücklag, vor Augen: die dritte Jahrhundertsfeier unseres Gymnasiums, bei der er als Primus omnium in dem größten Saale der Stadt vor ihren Honoratioren und der gesamten Schule, von uns Quartanern hoch bewundert, in lateinischer Rede den Ehrentag der Schola latina Gryphiswaldensis gefeiert hatte.

Im Herbst jenes Jahres, 1861, bezog Theodor Brieger die Universität unserer Vaterstadt. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Denn er fand hier den Lehrer, der

seinem wissenschaftlichen Leben Halt und Richtung gegeben hat und Vorbild geblieben ist, und der gerade in dieser Zeit nach langen Jahren der Verkennung oder Nichtbeachtung als der führende Mann seiner Fachwissenschaft hervortrat — Hermann Reuter.

Die kirchenhistorischen Studien genossen damals im allgemeinen — wenigstens auf den preußischen Universitäten, über denen trotz der neuen Ära noch immer, wenn auch mit schwächerem Nachdruck als unter der Ära Mantuffel-Westfalen, Hengstenbergs starres Szepter waltete — geringe Pflege. Die Geschichte des christlichen Glaubens alten wie neuen Bundes galt als geheiligtes Land, dem profane Füße nicht nahen durften; Erbauung mehr als Erkenntnis war das Ziel der Theologen, die ihr Gebiet zu verwalten hatten; und daß die Kirche, die Civitas Dei, auch nur wieder eine Erscheinungsform der Menschheit sei und ihre Lebenssäfte durch ein in dem Erdboden des allgemeinen Lebens haftendes, weitverzweigtes Wurzelgeflecht an sich ziehe, war den meisten unter ihnen ein unfaßbarer und unheimlicher Gedanke. In Greifswald war jedoch (entsprechend der Stimmung, die damals in Stadt und Land bei uns vorherrschte, und recht im Gegensatz zu einer späteren Zeit) unter dem Vorwalten von Männern wie Schirmer, dem dann Hanne folgte, und Traugott Vogt, einem der Lieblingsschüler Schleiermachers, ein freierer Geist lebendig geblieben, ohne daß man sich darum mit den liberalen Tendenzen identifiziert oder sonderlich an dem politischen Treiben der Zeit teilgenommen hätte. Es war eine Atmosphäre recht nach Reuters Herzen. Dem Streit des Tages wich dieser aus, er lebte nur in seiner Arbeit; aber Hengstenbergs Art war ihm in tiefster Seele zuwider. Er hatte lange schweigen müssen: in Greifswald ward ihm endlich der Mund geöffnet; und er säumte nicht, sich zu seiner Meinung zu bekennen, als er in seiner Antrittsrede von dem „geistlosen, von katholisierenden Intentionen beengten Positivismus“ der herrschenden Theologie sprach. Sein Studienkreis selbst führte ihn aus der Gegenwart hinweg, und man könnte fast glauben, daß er, nach

Rankes Art, geflissentlich die Berührung mit ihr vermieden habe. Selbst ein so modern anklingendes Thema wie das der Aufklärung projizierte er in das Mittelalter hinein, und in seinem dritten großen Werke, den Augustinischen Studien, ging er gar bis auf die Anfänge und Keimgedanken der hierarchischen Jahrhunderte zurück; wenn er einmal in dem schönen Aufsatz über Graf Zinzendorf, den er unserer Zeitschrift geschenkt hat, ein Thema aus der neueren Kirchengeschichte wählte, so liegen auch darin die Beziehungen zur mittelalterlichen Religiosität zu Tage. Seine Schüler aber hielt Reuter nicht bei sich fest; die drei hervorragendsten, neben Brieger Tschackert und Kolde, führte er gerade zum Ausgang des Mittelalters und darüber hinaus in die Epoche, in der er nun doch auch (anders als Neander) mit seinen Überzeugungen ganz wurzelte; ihnen hat er zum Zeichen der Treue, die ihn mit ihnen bis ans Ende verband, noch wie zum Abschied seine Augustinischen Studien gewidmet, mit deren erstem Teil Brieger seine Zeitschrift hat eröffnen dürfen.

Von diesen Dreien hat Brieger, der, obschon der älteste, nun als letzter dem Meister gefolgt ist, seinen Geist am reinsten und tiefsten in sich aufgenommen. Reuters Eigenart war die Verbindung scharfer dogmatischer Begriffsbestimmung mit konkreter, durch eindringende Quellenkritik gesicherter historischer Auffassung. Beides war auch in Brieger aufs feinste entwickelt. Für das erstere brauche ich nur auf seine Studien über das Ablasswesen hinzuweisen, die das ganze Wurzelgeflecht des römischen Bußinstitutes aufdecken; für das andere auf die Fülle der Einzeluntersuchungen, die zum guten Teil eine Zierde seiner Zeitschrift bilden; für beides auf das darstellende Werk, in dem er gegen das Ende seiner Tage die Summe seiner Forschungen und Erkenntnisse in der glücklichsten Weise zusammengefaßt hat. Eine Vereinigung von Gaben, die den Profanhistorikern (wenn einmal der Ausdruck erlaubt ist) nicht immer zueigen ist, und die sie zumal in der Zeit, wo Brieger unter der Leitung eines solchen Lehrers in die Historie eindrang, oft genug vermissen ließen. Es waren

die Jahre der werdenden deutschen Einheit. Die Führung in dem Kampfe, der mit dem Siege der nationalen Idee endigte, hatte noch der Liberalismus, das Geschöpf einer Schicht der Nation, die sich den kirchlichen Überlieferungen entfremdet hatte und über ihre politischen Ideale die Tragfähigkeit älterer, in die Fundamente von Staat und Kirche eingefügter Ideen zu unterschätzen geneigt war. Er beherrschte die allgemeine Stimmung noch in den Jahren, als er in dem Aufbau des nationalen Staates bereits vor dem Manne zurückweichen mußte, der die realen Kräfte des deutschen Lebens viel sicherer einzuschätzen und durchzusetzen verstand. Es entsprach dieser Strömung des öffentlichen Lebens, daß die Historiker, die sich von ihr tragen ließen, ihre Neigung besonders dem Jahrhundert seit der französischen Revolution zuwandten, und daß sie, wenn sie einmal das Reformationszeitalter aufsuchten, dort zu Stoffen und Gestalten griffen, in denen sie ihre eigenen Tendenzen wiederzufinden glaubten: zu Hutten oder Sickingen, als den Vorkämpfern von Freiheit und Nation, oder Moritz von Sachsen, an dem sie wohl gerade die Abwesenheit religiöser Tendenzen lobten und der ihnen gleichsam als ein Bismarck des 16. Jahrhunderts erschien; der Reformator selbst schien eine höhere Stellung einzunehmen, indem man auf seine Verbindung mit der durch Hutten und seine Freunde vertretenen nationalen Bewegung hinwies. Dem Genius der reformatorischen Epoche aber ward dadurch fast noch mehr Gewalt angetan als durch die Bemühungen der Theologen, die über ihre dogmatischen Begriffssetzungen den politischen Untergrund der Reformation übersahen und das mächtig strömende Leben der Lutherschen Epoche in der eigenen, enggespannten und vom Geist der Gegenwart durchtränkten Konfessionalität einfangen wollten. Ranke freilich gehörte weder der einen noch der anderen Richtung an; niemand vielmehr hatte es bisher so wie er verstanden, das Doppelgesicht des reformatorischen Zeitalters zu entschleiern; eben in der Verflechtung des Religiösen und des Politischen, des Persönlichen und des Allgemeinen hatte er das Eigentümliche einer Bewegung erkannt, welche die hierarchische

Welt gerade dadurch aus allen Fugen hob, daß sie das System der Ideen, in dem beides verankert war, in seinem Kerngedanken traf und umgestaltete. Jedoch Leopold Ranke war nicht mehr modern. Man verneigte sich vor seinem Namen, nannte ihn wohl den modernen Thukydides oder gar den größten Historiker aller Zeiten — aber seinen Wegen glaubten die Wenigsten folgen zu brauchen; auch er hätte von sich sagen können, daß er weniger gepriesen und mehr gelesen zu werden wünsche. Hermann Reuter dagegen, der wie Ranke in der Tiefe der Spekulation wurzelte, abgewandt gleich ihm den Interessen des Tages, dachte wirklich rankisch; und kein Lob hat er höher geschätzt als das Urteil des Altmeisters über seinen Alexander III., man merke garnicht, daß ein Theologe dies Buch geschrieben habe.

Und so wuchsen seine Schüler, wuchs vor allem Theodor Brieger schon in seiner Studienzeit in die Rankesche Geschichtsauffassung hinein, die nach dem Siege Bismarcks und der damit erreichten oder angebahnten Aussöhnung der Gegensätze im Leben der Nation sich mit Naturnotwendigkeit in der jüngeren Generation Bahn brach.

Brieger war kein Stürmer, kein Eroberer. Über die Grenzen des Reformationszeitalters, in dem er sich schon in seinem zweiten Studiensemester heimisch machte (mit einer Untersuchung über die Torgauer Artikel, einer preisgekrönten Seminararbeit, die er, mehrfach umgearbeitet und vertieft, 25 Jahre später dem Lehrer in einer diesem gewidmeten Festschrift zurückreichen konnte), ist er selten hinausgegangen. Und Jahrzehnte hindurch waren es Einzelprobleme, denen er seine Kraft widmete; das Verzeichnis seiner Untersuchungen, das diesem Nachruf angehängt ist, zeigt in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit den Umfang und die Intensität dieser Studien an, die besonders unserer Zeitschrift zugute gekommen sind; erst wenige Jahre bevor seinem Wirken das Ziel gesetzt wurde, holte er in der Gesamtgeschichte der deutschen Reformation zu einem großen Schläge aus, der dann durch die Einheit und Geschlossenheit der Auffassung und den bei aller Schlicht-

heit des Ausdrucks ergreifenden Schwung der Darstellung auch diejenigen überraschte, welche wußten, was sie an Brieger besaßen; er selbst, der Bescheidene, ist, glaube ich fast, erstaunt gewesen, wie leicht ihm dabei die Gedanken aus der Feder flossen.

Aber wenn je das Wort, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, Wahrheit hatte, trifft es auf Theodor Brieger zu. Mag es sich um die Untersuchung altbekannter Texte handeln, wie die Torgauer Artikel und Luthers 95 Thesen, oder um die Einreihung neuer Quellen, wie die Protokolle der Leipziger Disputation und Entwürfe des Wormser Ediktes, um kritische Besprechungen, wie die tiefdringenden, auch an positiven Ergebnissen reichen Rezensionen, die er der Weimarer Luther-Ausgabe gewidmet hat, oder um dogmatische Distinktionen, wie sie die Erörterungen über das Ablasswesen nötig machten — immer sind es Arbeiten von mustergültiger Akribie; man folgt ihnen bis ans Ende mit unausgesetzter Spannung und dem sicheren Gefühl, daß uns etwas Fertiges, Abgeschlossenes geboten wird. Es sind nur Bausteine, aber ein jeder ist so scharf gekantet und so gut geglättet, daß ihn die Baumeister nur aufzunehmen brauchen, wie auch immer der Grundriß des Baues, den sie ausführen wollen, beschaffen sein möge. Um einen solchen Eindruck zu erzielen, dazu gehört aber nicht nur eine Sorgfalt, die das Nächstliegende heranschafft, ein Wissen, welches sich auf den Gegenstand und den Umkreis, in dem er steht, beschränkt, sondern Kenntnisse, die das Ganze der Epoche umschließen, und ein Scharfsinn, der auch in die großen Probleme der Politik und der Religion und ihre Zusammenhänge eingedrungen ist. In einem Vortrage, mit dem Theodor Brieger in Leipzig Vorlesungen über Sächsische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation eröffnete, und der als das Programm seiner zweiten Zeitschrift, der „Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte“, gelten darf, hat er die Aufgaben der Forschung, „einer methodisch vorschreitenden archivalischen Forschung“, geradeso formuliert. „Sie hat“, so heißt es darin, „zunächst zu suchen; denn vorläufig wissen wir für gewisse Fragen

noch nicht einmal, wo und wie wir unsern Hebel anzusetzen haben. Sie hat auch das scheinbar Kleinste und Geringste nicht außeracht zu lassen. Denn Erkenntnisse, wie wir sie wünschen, setzen sich aus tausend kleinen und geringfügigen Wahrnehmungen zusammen — natürlich nur für den, der divinatorisch in dem Kleinsten ein Stück des Ganzen zu sehen vermag“.

Hieraus erklärt sich sofort, wie es kam, daß Brieger so rasch und sicher ein Bild des Ganzen zeichnen konnte, nachdem er ein ganzes Leben der Erforschung des Einzelnen gewidmet hatte: weil er das Einzelne stets im Spiegelbild des Ganzen sah, verstand er sich auf das eine so gut wie auf das andere.

Gewiß gilt dies für jede Epoche. Denn je tiefer wir in das historische Leben hinabsteigen, je fester wir den Moment und das Einzeldasein zu fassen suchen, um so näher rücken wir an das Individuelle heran, das aller Geschichte zugrunde liegt, an die Grundgedanken und die Grundempfindungen, die Quellen der Entschlüsse und Entscheidungen, welche die Welt bewegen und vorwärts stoßen. Darin liegt ja das Reizvolle und zugleich das Fruchtbare der Detailforschung. Erst sie eröffnet einen Einblick in die Mannigfaltigkeit der Probleme, die der Strom des historischen Lebens, in dem sich Welle auf Welle drängt, unablässig und in unendlicher Fülle heranträgt, und die dem Systematiker oder dem nur darstellenden Historiker, dem gleichsam nur die Spitzen und Kämme der Wellen sichtbar werden, allzuleicht verborgen bleiben. Sie erzieht zur Bescheidenheit, zur „Ehrfurcht vor der Begebenheit“ und zu der Gewissenhaftigkeit, die vor dem nicht Lösbaren Halt macht, um so begieriger aber und unermüdlicher bis an die Grenzen des Erkennbaren vorzudringen sucht — zu den Eigenschaften also, die den Forscher ausmachen und die Forschung selbst in Verbindung bringen mit den sittlichen Energien und dem Glauben an ihre weltdurchwaltende Kraft.

Eben dies waren die Eigenschaften Theodor Briegers. Nirgends aber konnten sie sich besser entfalten als in dem

Studium der Reformationsgeschichte. Denn nirgends bieten sich dem Forscher Aufgaben in so verschwenderischem Reichtum dar: weil es sich hier auf allen Lebensgebieten um Probleme handelt, die bis auf den Grund des persönlichen Daseins hinabreichen und darum jedermann, der im Strom der Zeit stand, zwingen, persönlich zu ihnen Stellung zu nehmen.

Den Freunden mochte zuweilen die Bescheidenheit Briegers fast zu groß erscheinen; sie konnte den Anschein des Mißtrauens gegen sich selbst annehmen. Wer ihn aber gekannt hat, wer ihm vor allem im Amt, als Kollege oder als Schüler, nahegetreten ist, weiß, daß solche Empfindungen mit Furcht oder Entschlußlosigkeit nicht das Mindeste zu tun hatten. Ich brauche mich hierfür nur auf das Zeugnis des nächsten Fachgenossen, der ihm Jahrzehnte hindurch in der Leipziger Fakultät nahegestanden hat, zu berufen; an seinem Sarge selbst hat Albert Hauck es ausgesprochen, in Worten, die es verdienen, an dieser Stelle wiederholt zu werden, da es sich nicht schöner und würdiger ausdrücken läßt. „Wir alle“, so lauten sie, „achteten und verehrten diesen Mann und was er sagte. Denn er war klar und gerade, wußte stets, was er wollte, und hielt mit seinen Überzeugungen und Ansichten nie hinter dem Berge. Aber indem er stets sicher und bestimmt Stellung nahm, lernte man immer von neuem die strenge Sachlichkeit seines Urteils und die gewissenhafte Gerechtigkeit bewundern, mit der er die Verhältnisse und die Menschen betrachtete. Niemand war freier von Vorurteilen als er, und niemand ließ sich weniger durch Worte bestimmen oder hinreißen. Ich erinnere mich nicht, aus seinem Munde jemals eine der Modephrasen oder ein über das Ziel hinauschießendes Urteil gehört zu haben: das geistige Gleichgewicht wußte er stets zu behaupten.“

Solche Tapferkeit gehört dazu, um Begebenheiten zu schildern, die an zerstörender wie an aufbauender Kraft ihresgleichen suchen, deren Nachwirkungen alle späteren Katastrophen in Staat und Gesellschaft überdauert haben und auch über die Weltwende, in der wir begriffen sind, hin-

aus sich geltend machen werden. Denn noch immer richteten sich die Ideen, welche damals in Kampf miteinander gerieten, an jeden unter uns ganz persönlich und fordern Annahme oder Ablehnung. Theodor Briegers ganzes Herz schlug für den geistlichen Helden, der den großen Zwist anhob und dessen Geist „zweier Zeiten Schlachtgebiet“ war. Aber das hinderte ihn nicht, es trieb ihn vielmehr an, jene Maßstäbe echter Forschung auch an den Reformator und sein Werk zu legen. Denn er war gewiß, daß er damit nur dem Manne selbst Treue hielt, der von dem Historiker einen „Löwenmut“ gefordert hatte, „unerschrocken die Wahrheit zu sagen“. „Je heller, je lieber“, so bekennt er in jener ersten Vorlesung über die sächsische Kirchengeschichte. Und indem er sich gegen eine schiefe Beurteilung des Verhaltens Luthers in dem Bigamiehandel des hessischen Landgrafen wendet, erklärt er, daß ihn an sich eine von protestantischer Seite ausgehende Kritik des Verhaltens Luthers in dieser leidigen Angelegenheit mit Genugtuung erfülle: „Es ist gute protestantische Art, die wir von keinem anderen als dem Begründer des Protestantismus überkommen haben, ohne jede Rücksicht auf Ruhm oder Schande der Heroen der Geschichte einzig die Sache ins Auge zu fassen und der historischen Wahrheit die Ehre zu geben“. Er hat niemals gelehnet, daß Luthers Religiosität altkirchliche Vorstellungen noch in sich barg, daß seine Gedanken an Anschauungen des ausgehenden Mittelalters anknüpften und wohl als ihre Fortbildung aufgefaßt werden können, und daß das Prinzip der Freiheit, das Grundelement seines Glaubens, von der Kirche, die er gründete, nicht in ursprünglicher Reinheit bewahrt, sondern mit einer neuen Scholastik überdeckt und verdunkelt, wenn auch keineswegs entwurzelt wurde. Aber um so nachdrücklicher betonte er die Kraft der Zerstörung, die der einem erneuten Gottesbewußtsein entstammende Glaube des Reformators gegenüber der Welt der hierarchischen Jahrhunderte bewiesen hat, und seine wurzelechte Verbindung mit allem Besten und Lebensvollsten, was der deutsche Geist seitdem in Staat und Recht, in Dichtung und Philosophie

und in allen Sphären der Freiheit erworben und geschaffen hat — Zusammenhänge, deren gerade die Denker unserer klassischen Epoche von Leibniz bis Humboldt, Hegel und Ranke innerlichst bewußt gewesen sind; und mit einer aus der Fülle intensiver Forschung geschöpften Wucht des Wissens und einer in den Kern der Gegensätze treffenden Schlagkraft des Urteils hat er sich gegen die Versuche gewandt, welche den Reformator von der Scheide der beiden Weltalter hinwegdrängen wollen, Anschauungen, die sich von Zeit zu Zeit herauswagen und noch neuerdings, geistvoller vorgetragen als ehemals, manche Köpfe (unter den Historikern leider mehr als unter den Theologen) verwirrt haben. Ein Freiheitsbewußtsein, gebunden an Gott, ruhend auf dem Grunde der Wahrhaftigkeit und der Ehrfurcht vor dem sittlich Großen, das war die Religion Theodor Briegers. Dies fesselte ihn an den Reformator und seine Welt und verband ihm Leben und Arbeit; es machte ihn fähig, auch unter Kummer und Leiden, an denen es ihm wahrlich nicht gefehlt hat, das Glück zu suchen und zu finden, jung zu bleiben trotz allem, „jung in neuem Schaffen“, wie er einmal einer Freundin schrieb, geduldig und unerschrocken, bis sich die Augen, aus denen so viel Güte leuchtete, zum letzten Schlummer schlossen.

